STADTBIBLIOTHEK
5900 Siegen

Preis
ohne illustrirte Beilage für 13 Bogen vierteljährl. 7 Sgr. 6 Pf. bei der Expedition. Bei allen Postanstalten 22 Sgr. 6 Pf. halbjährlich.
Erscheint wöchentlich Ein Mal.
Fünfter Jahrgang.

Deutsches Bürgerblatt.

Nebst Beilage mit Illustrationen.

Preis
mit illustrirt. Beilage von 26 Bogen mit 100 Bildern vierteljährlich 17 Sgr. 6 Pf. bei der Expedition; bei allen Postanstalten und im Buchhandel vierteljährlich 26 Sgr. 3 Pf. inkl. Porto.

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Nr. 20. **Siegen,** den 18. Mai **1847.**

Inhalt.

Zur Unterhaltung und Literatur: Der Jesuit und sein Beichtkind. (Fortsetzung.) — Der Jungfernsprung. (Schluß.) — Eine Nachtwandlerin als Madonna. — Gastronomische Studien. (Schluß.) — Buntes.
Bekanntmachungen und Anzeigen. — Geld-Kours.

Inhalt der illustrirten Beilage.

Charaktere der Gegenwart: Erzherzog Stephan, derzeitiger königlicher Statthalter von Ungarn. — Schildereien aus der Fremde: Der Berg Tomboro. — Anekdoten aus der Gegenwart: Ein Besuch bei Tom Pouce. — Chronik der Gegenwart: Die Hungersnoth in Irland. — Chronik der Vergangenheit: Volkssagen aus der Schweiz. Der Trapoling. — Unterhaltungs-Saal: Aus dem Leben eines alten Souffleurs. Skizze von Carl Schultes. — Buntes. — Illustrirte Gedichte: Die drei besten Zecher am Rhein. Schwank. — Guckkastenbilder der Gegenwart: Der Magier in der Klemme. — Preis-Rebus.

Der Jesuit und sein Beichtkind.

(Fortsetzung.)

Als ich sie zum letzten Male sah, begrüßte sie mich mit Thränen. „Wir sehen uns wieder," sagte sie, mich umarmend und steckte einen Ring an meinen Finger, dessen kleines Vergißmeinnicht mich an die Schwester ihrer Wahl erinnern solle. Es bedurfte keines solchen Andenkens. Erscheinungen, wie diese, prägen sich mit unauslöschlichen Farben in die Seele, und Wochen schwanden dahin, ehe ich mich nur an den Gedanken gewöhnen konnte, von ihr getrennt zu sein.

Die Zeit, dieser große Aesculap, verrichtete indeß auch hier sein Werk und Veränderung des Ortes und der Gegenstände trugen dazu bei, jene anziehende Erscheinung mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen. Monden waren so entschwunden; — ich hatte einen Theil des Winters inmitten Albion's Nebeln zugebracht, war Zeuge gewesen, wie englische Gatten vor ihrem freundlich wärmenden Feuer die langen Winterabende unendlich glücklich hinter ihren großen Zeitungsblättern hinwegschlummerten; eine Art des Glückes, vor dem dem Wachenden schaudert — hatte mich beiläufig auch ein wenig mit englischer Intoleranz entzweit, die, gleich dem selbstzufriedenen Pharisäer, an die eigene Brust schlägt und sich glücklich preis't, nicht den Kontinental-Nachbarn zu gleichen; — hatte unter mancher Bischofsmütze den Fuchs, unter manchem Fuchsjäger ein Schaf gespürt; und war dann endlich an die Ufer der Seine zurückgekehrt, mich über die Moral de la jeune France zu entsetzen.

Der nächste Herbst fand mich wieder in Italien, in dessen Olivenwälder und Orangenhainen ein ewiger Frühling der Poesie herrscht, der die Seele leicht und gerne in die idealischen Gefilde der Phantasie führt, wo dem Menschen nie welkende Rosen blühen.

Der Karneval nahte seinem Ende, die bunte Zahl der Fremden, die dem kalten Norden entflohen, sich hier in der warmen Wintersonne Italiens zu baden, bereitete sich zum Abzug und ein Zugvogel nach dem andern flog seiner Heimath zu. Es war wirklich Zeit, an den Aufbruch zu denken. Das kleine Städchen Kannes sollte unser Rubikon sein. Hier wollten wir von den blauen Meeresfluthen Abschied nehmen, hier zum letzten Male die wilde Aloe auf allen Felsenspitzen grünen sehen, hier noch einen scheidenden Blick auf die Pracht dieses großen Blumengartens werfen, wo die gütige Natur, ohne die Hülfe der Menschenhand, ganze Felder und Fluren mit duftenden Jongnillen und dunkelblauen Iris übersäet.

Wir waren im Hotel de la Poste abgestiegen. Ich saß am Fenster und sah den spielenden Wellen zu, die sich ganz nahe zu meinen Füßen brachen. Die Sonne senkte sich eben im Westen hinter einigen vorspringenden Felsen, und sandte ihre letzten goldenen Strahlen über die Spiegelglätte der Fluth und gegen die Fenster der kleinen Insel Marguerite, die gerade vor mir lag und mir mit ihrer fast zur Legende gewordenen Geschichte der eisernen Maske vergangene Zeiten und Menschen vor die Seele führte. Es war ein köstlicher Abend: Alles athmete Ruhe und Friede, und die Natur in ihrem Festkleide stimmte auch mit festlich, still und friedlich, und ich blieb so in stillem Anschauen versunken bis die immer länger fallenden Schatten Ufer, Meer und Sadt in dämmerndes Dunkel eingehüllt. Ein leises Frösteln erweckte mich da aus meinem Sinnen, denn im Süden begleitet den Abschied des Lichts stets eine unangenehme Kälte, die ich selbst in den heißesten Sommertagen fühlte. Ich schloß das Fenster und klingelte. Man zögerte lange, meinen Ruf zu beantworten und ich wollte schon ungeduldig werden, als die Wirthin eintrat.

„Entschuldigen Sie, Madame," redete sie mich höflich an," daß, man Sie hat warten lassen; aber das ganze Haus ist in Verwirrung und ich weiß kaum wo mir der Kopf steht. Wir haben eine Dame im Hause, die sehr krank ist und wahrscheinlich sterben wird. Und was das Schlimmste ist, ihr Kammermädchen kann kein Wort französisch. Da weiß man gar nicht, was man thun soll. Der Doktor ist eben da und sie können sich durchaus nicht verständigen. Das ist eine schlimme Geschichte für uns armen Wirthsleute."

„Was spricht denn das Mädchen? Vielleicht könnte ich als Dolmetscher dienen."

„Ach! wenn Madame so gütig sein wollten! — Es ist Deutsch, oder Dänisch, oder so etwas, was Niemand je gehört hat.“

Ich folgte der Frau.

Das Gemach in welches sie mich führte, war nur spärlich erleuchtet. Bei dem schwachen Schein, der von der Lampe auf das Lager fiel, konnte ich nur so viel entdecken, daß eine weibliche Person mit geschlossenen Augen auf demselben ruhte. Ihr zur Seite saß ihre Zofe, deren Thränen unaufhaltsam flossen. Der Doktor, ein schon bejahrter Mann, lud uns durch Zeichen zum Schweigen ein und fuhr fort den Puls zu zählen. Als er seine Beobachtungen geendet, winkte er uns hinaus. Das Kammermädchen folgte. Im nächsten Zimmer angelangt gab er uns zu verstehen, daß wenig mehr zu hoffen und daß es daher gerathen sei, der Kranken zur Seite zu bleiben im Fall sie bei ihrem Erwachen noch irgend einen Wunsch, oder ein Anliegen vorzubringen habe. Die Wirthin versetzte, daß sie bereits nach Nizza gesendet, einen Beichtvater von dort entbieten zu lassen, und zwar einen solchen, der mit ihr in ihrer eigenen Sprache zu reden vermöge, denn sie könne es nicht verantworten, die arme Seele ohne Gebet von hinnen scheiden zu lassen und im Tode höre man am Ende doch nur seine eigene Zunge gern. Der Doktor lobte ihre Vorsicht und wollte scheiden. Ich bat ihn, noch einige Augenblicke zu verweilen mich mit dem Zustand der Kranken bekannt zu machen und mir für etwanige Fälle Verhaltungsregeln zu geben; denn ich sei entschlossen bei der Fremden zu wachen. Er sah mich groß an.

„Das ist freilich eine gute Sache,“ begann er dann; „denn mit dem Dinge da konnte ich nichts thun, weil sie mich nicht verstand und die Dame wollte keine andere Wärterin um sich dulden. Wäre sie gehörig verpflegt worden, wer weiß! doch man kann wenigstens noch sein Mögliches thun.“

Als er gegangen, nahm ich das Mädchen allein. Ich fand daß sie eine Deutsche, ihre Herrin aber eine Engländerin und Katholikin sei. Den Namen derselben sprach sie so kauderwelsch aus, daß ich ihn nicht verstand. Sie diente ihr erst seit sechs Monaten und wußte nichts über ihre Familie und sonstigen Verhältnisse. Sie habe sehr ruhig und still in Rom gelebt und sich viel mit Malerei beschäftigt. Eines Tages sei sie wie gewöhnlich in den Vatikan gegangen, dort zu zeichnen, aber nach einer Stunde schon habe man sie ohnmächtig nach Hause gebracht. Was ihr begegnet sei, wisse sie nicht, doch habe sie von einem valet de place gehört, daß eine alte Dame dort sehr heftig mit ihr gesprochen und ihr so lange vorgeredet habe, bis sie wie todt hingesunken sei. Seit diesem Tage habe sie sich nie wieder erholt. Die Aerzte hatten erklärt, es sei ein Blutgefäß gesprungen und sie müsse ihrer Brust halber ein recht mildes Klima suchen. Hierauf nun sei sie nach Kannes gegangen, ohne indeß Besserung zu spüren. Ohne Schlaf und ohne Nahrung sei sie schon seit Wochen mehr einem wandelnden Schatten, als einem lebenden Wesen zu vergleichen gewesen. (Schluß folgt.)

Der Jungfernsprung.

(Fortsetzung.)

Franzi hatte das Ende des Streites nicht abgewartet, sondern in unerklärlicher Angst sich nach ihrer Schlafstätte zurück geflüchtet, so bald ihr klar geworden, daß *sie* der Gegenstand des Zwiespaltes sei; sie barg ihr Köpfchen unter die Decke und fing heftig zu weinen an. Ein kalter Schreck durchzuckte sie, als sie hörte, wie draußen Einer der Streitenden zu Boden fiel; sie drückte ihre Augen fest zu, als müßten dann die wilden, auf sie einstürmenden Eindrücke entweichen. Als endlich der Lärmen verhallte, richtete sich Franzi wieder empor und bemühte sich, die Ziege zu beschwichtigen, die noch immer einzelne Klagelaute vernehmen ließ. Endlich gab diese dem schmeichelnden Andringen des Mädchens nach und begab sich nach ihrem Tannenlager; doch trat und wälzte sich das Thierlein darauf herum, als könne es nicht mehr die frühere Behaglichkeit finden. Auch Franzi blieb noch lange wach und sann über das so eben Geschehene nach. Die verschiedenartigsten Gefühle durchwogten sie; der Jäger Johann galt auch bei ihr immer für einen achtbaren Burschen, und sie hatte sich schon oft genug gewundert, daß er noch keine Dirne heimgeführt hatte, — daß aber sie selbst Diejenige sein könnte, welche seine Wahl träfe, wäre ihr nimmer im Traum beigefallen. Aber die so unverhofft ihr zugekommene Liebeserklärung erfüllte sie mit gar süßer Wonne im Bewußtsein ihres eigenen Werthes, obgleich sie sich wieder Gewalt anthat, der so seltsamen Werbung kein großes Gewicht beizulegen. Desto mehr Furcht flößte ihr der Gedanke an den andern Mann ein, und sie war gesonnen, mehre Tage ihr Stübchen nicht zu verlassen, damit sie ja nicht dem Schrecklichen in den Weg käme. Unter diesem Schaukeln von lieblichen und gräßlichen Phantasien nahm sie der Schlummer wieder in seine Arme, und der unerschöpfliche Mährchendichter Traum verlieh ihrem aufgeregten Gemüthszustande die abenteuerlichsten Formen und Gebilde. Sie sah sich in den mannigfaltigsten Verhältnissen bedroht und verfolgt von dem Wildschützen, aber der Jäger Johann rettete sie aus jeder Bedrängniß. Dieses Traumgewirre hielt Franzi bis am späten Morgen umschlungen, und kaum vermochte sie zu sondern, was Traum und Wirklichkeit diese Nacht vor ihre Sinne gebracht hatten. Sie wagte sich wirklich nicht in das Freie hinaus und begab sich erst am nächsten Sonntag weiter in das Thal hinein, um die Kirche und den Friedhof zu besuchen, wo ihre Eltern ruhten. Als sie nun eine Woche hindurch den nächtlichen Kämpfern nicht begegnete, so erbleichte allmählich die Erinnerung an jenen Vorgang, und haftete nur noch als Traumbild in ihrem Gedächtniß. Der vorige Seelenfrieden kehrte zurück, und sie schalt sich eine Närrin, daß sie dem Wahne zugänglich war, es könne der trefflichste Bursche des Gebirges gerade an sie, die arme, verdächtig angesehene Waise mit Liebesgefühlen denken. Doch bald traten wieder neue Wolken an den reinen Himmel ihres Gemüthes; es waren zwar keine Sturmwolken, sondern nur leichte Nebelzüge, die ihr Herz beunruhigten, wenn auch heiterer Liebestag zu erwarten war.

Franzi hatte in dem benachbarten Marktflecken einige Sachen eingekauft und trug dieselben in einem Korbe nach Hause.

Unterwegs hielt sie neben einer Bildsäule Rast und durchschaute ihren Behälter, ob er alles Gekaufte enthalte.

Da klang es hinter ihr: Guten Nachmittag, Franzi!

Sie wendete sich um und erblickte überrascht den Jäger Johann, der höflich an seinem Hut rückte.

Danke schönstens! erwiederte Franzi, nachdem sie sich etwas gesammelt, und wendete ihr Antlitz nach einem freundlichen Seitenblicke wieder ihren Einkäufen zu.

Viel eingekauft? fragte Johann näher tretend.

Nicht viel, versetzte Franzi in steigender Verlegenheit, denn die Nachtszene trat wie eine Sonne aus dem Gewölke lebhaft vor sie hin.

Franzi! begann der Jäger, indem er sich zu ihr niederbückte und ihre Hand zu fassen suchte, welche ihm das Mädchen nach kurzem Widerstreben überließ, — ich bin kein Mensch, welcher schöne Sachen reden kann; was ich red', geht frisch und gerad' vom Herzen weg. Darum frag' ich Dich kurzweg: Kannst Du dem Johann gut sein? Sag's aufrichtig, was Du Dir denkst?

Franzi fing leise zu beben an; die schlichte freimüthige Rede des Jägers drang tief in ihr Inneres. — Johann, sprach sie, und warf einen langen, bedeutungsvollen Blick auf ihn, ich sag' Dir's aufrichtig, daß ich Dich immer für den bravsten Bub'n an der Mur g'halt'n hab', und daß ich nicht glaub', Du hält'st ein armes Mädl zum Spaß und Spott für brauchbar.

Nein, gewiß nicht! betheuerte der wackere Waidmann.

Das hab' ich gewußt, gab das Mädchen zur Antwort, aber es kommt mir doch etwas wunderlich vor, wie Du auf einmal mit einer solchen Frag' anrückst und verlangst, daß ich Dir gleich kurzweg „Ja" oder „Nein" sagen soll.

Schau, liebe Franzi, entgegnete der Jäger, ich bin nicht so wie die andern Bub'n, die früher ein halb's oder ein ganzes Jahr einem Mädl auf allen Stegen und Wegen aufpassen und eine Menge Schönheiten vorsagen, die sie selbst gleich wieder vergessen oder nimmer wissen wollen, wann's zum Ernst kommt, was sie versprochen hab'n. Nein, schön thun und liebäugeln kann ich nicht und ich weiß, daß Dir auch nicht darum z'thun ist, — aber wann ich das Revier krieg', was zu dem Berg da g'hört, da geht's mir gut und es kommt nur auf Dich an, ob Du in ein Paar Wochen eine Jägerin sein willst.

Was würden die Dorfleut' sag'n, wann Du die fremde Franzi zum Weib nimmst, die selbst nicht weiß, wer ihre Eltern waren, sprach das Mädchen mit ernster Miene.

Die werden sich wundern und ärgern, schimpfen und trotzen, endlich aber einseh'n, daß der Johann recht gescheit war, und uns alle Zwei erst recht gern kriegen.

Franzi mußte lächeln über den Eifer und die Sicherheit, welche Johann in seiner Antwort darlegte, und die für den Augenblick ihre Bedenklichkeit verscheuchte. Dessenungeachtet wagte sie nicht dem Zuge ihres Herzens freien Lauf zu lassen, sondern sagte: Sei nicht herb guter Mann, aber überleg' Dir Alles genau: Ich bin ein armes Mädl, aus der Fremde; Niemand schenkt mir Freundschaft, — in der Gegend gibt's aber viele reiche, brave und hübsche Jungfrauen, die — Franzi stockte, denn einen Blick auf den Jägersmann belehrte sie, wie sehr ihn ihre Rede verletzte. Traurig und wehmüthig schaute er nach ihr, und seine schmerzliche Miene schnitt ihr durch's Herz, daß sie zu schluchzen anfing, Johanns Hand in ihre beiden nahm und fortfuhr: Johann, ich hab' Dir recht weh' gethan! Sei nicht herb, weiß ich doch selbst kaum, was ich denke, fühle, rede. Ich bin Dir gewiß von Herzen gut, und nur Dir allein, besonders seit der Nacht, wo Du einen kecken Burschen von meinem Fenster gejagt hast, denk' ich viel weniger an's Sterben als sonst, ja ich freu' mich sogar, lang' leben zu können.

Der Waidmann ward tief gerührt durch des Mädchens warme Anrede; er drückte ihre Hände mit Heftigkeit an seine Brust und erwiederte: Ja, Franzi, Du nicht allein, wir Zwei werden mitsammen lang und glücklich leben. Morgen hab' ich im jenseitigen Revier zu thun, und übermorgen komm' ich wieder in die Gegend zurück. Kann ich Dich vielleicht sehen?

Ja, ja, lieber Johann, bei der Mutter Gottes da wart' ich auf Dich, versetzte Franzi mit weicher Stimme.

Es gilt, um diese Zeit, da werden wir Alles in's Klare bringen. Ich geh' jetzt wieder in den Wald und laff' Dich allein heimgehen, sonst könntest Du vor der Zeit in's Geschrei kommen. B'hüt Dich Gott, herziges Dirndel! — Der Jägersmann drückte seine Geliebte leise an sich und schritt weiter, indem er sich oft umwendete und mit der Hand ein treugemeintes Lebewohl ihr zuwinkte.

Franzi sah dem Geliebten lange nach und erwiederte seine Grüße, bis das Dunkel der Waldung ihn mit seinem Schatten deckte. Dann machte sie sich auf den Heimweg; doch wie himmlisch erfüllt und erhoben von der neuen Welt, die in ihrem Innern durch die Zaubermacht der Liebe entstanden war! Geliebt zu sein von einem Manne, der ungeachtet seiner Einfachheit, Zartheit und Kraft, Offenheit und Treue besaß und fähig war, sie zu verstehen, zu lieben, zu schützen vor aller Unbill, — ein Weib zu werden, dem der Beruf ihres Mannes so wie die Leitung eines Hauswesens weit und breit Achtung verschaffen würde, — diese und andere Gedanken durchwallten mit Entzücken das pochende Herz des Mädchens, und voll beseligender, hochfliegender Hoffnungen betrat sie ihr enges Kämmerlein. Sie streichelte Mitzi unablässig, sie verrichtete ihr Nachtgebet so heiß dankbar, sie schlief so köstlich, sie träumte so himmlisch, wie nur immer ein schuldloses Geschöpf, das solcher Dinge inne werden konnte. (Schl. f.)

Eine Nachtwandlerin als Madonna.

Aus dem Leben van Dycks.

In einem der weiten Säle des Palastes von St. James, dessen Wände mit Damast und Seidenstickerei geschmückt waren, befand sich ein glänzender Kreis von jungen und schönen Damen. Jede derselben hielt in ihren zarten und weißen Fingern eine bunte Stickarbeit, was den jungen Fräuleins so anmuthig steht; sie erwarteten heiter plaudernd, das Lever der

Königin, deren Ehrendamen sie waren. Eine einzige unter ihnen bildete durch die Würde, welche ihr das vorgerücktere Alter verlieh, gleichsam die Folie zu diesem Gemälde; es war die Großherzogin von Alby, die erste Ehrendame der Königin Wittwe, die den Palast bewohnte.

Unter diesen so glänzend entfalteten Blumen zeichnete sich die jüngste durch Einfachheit der Toilette und eine liebliche Bescheidenheit im Blicke aus. Sie trug ein Kleid von weißer Seide, ihre Aermel gingen nur bis auf den Ellenbogen und ließen vollkommen schöne Arme und Hände erblicken. Ein langer Kragen bedeckte ihren Hals, dessen Schönheit und Weiße man nur ahnen konnte. Ein an einer Kette hängendes Kreuz ruhte auf ihrer Brust.

Sie war entsprossen aus einer der vornehmsten Familien Schottlands. Ihr Vater, Mylord Ruthwen, besaß beträchtliche Güter und ein Wappenschild, das noch schwerer wog als sein Gold. Mary, diesen Namen führte sie, war seit kurzer Zeit an den englischen Hof gekommen, um hier einen Dienst bei der Königin einzunehmen, und die fromme Erziehung, welche ihr Vater ihr ertheilt hatte, zu vervollkommnen. In sich verschlossen und zurückhaltend, erhob sie ihre Seele instinktmäßig zu ernsten Gegenständen, und in ihrem empfänglichen Herzen hatte die Liebe zur Kunst eine heilige Flamme entzündet. In der Malerei, in der sie Vorzügliches leistete, hatte ihr Geist ewige Schätze entdeckt. Bei dieser süßen Beschäftigung fühlte sie sich bald zu Thränen gerührt, bald ihr Herz vor Freude erbebend. Ihr Vater besaß große Bildergallerien, die mit Werken der ersten Meister geziert waren. Unter diesen stummen Gruppen hatte sie sich eine belebte Welt geschaffen; Paul Véronése, Guido, Rubens waren ihre Freunde. Sie fühlte eine stille Dankbarkeit für diese Meister, welche ihr die Einsamkeit in ein frisches Geistesleben verwandelten.

Ihre Sitten und Gewohnheiten waren von denen der jungen Lady's ihrer Umgebung sehr verschieden. Furchtsam und sanft, wagte sie kaum, den närrischen und oft unpassenden Einfällen derselben zu antworten.

Die große Uhr im Salon schlug Zehn und alle Blicke wandten sich dorthin.

„Er läßt lange auf sich warten," sprachen mehrere Stimmen. In demselben Augenblicke meldete ein Diener den Maler van Dyck.

Bei dieser Nachricht erhob sich ein Rauschen von Perlen und Seide unter den schönen Damen. Wie wenn der Stengel einer Blume vom Winde bewegt wird, so rührte sich jede auf ihrem Sammtsessel, ordnete die Falten des langen Kleides, und suchte dann ihrer Haltung eine neue Anmuth zu verleihen.

Der Zögling Rubens, obgleich daran gewöhnt, weibliche Schönheit zu betrachten, konnte doch seine Bewunderung kaum zurückhalten, als er sich inmitten dieses glänzenden Kreises befand.

Die Herzogin von Alby, welche die Verlegenheit des jungen Mannes, der die Augen niederschlug, sich zuschrieb, versuchte, ihm seine Fassung wiederzugeben, und sprach also zu ihm: „Man sagt, daß Sie Talent haben, mein werther Herr."

„Zu viel Ehre für mich, Frau Herzogin; ich habe noch nichts gethan, um dieselbe zu rechtfertigen."

Von Dyck antwortete in dieser Weise mit eben so viel Stolz und Sicherheit als die Frage der edlen Dame vorlaut gewesen war.

Mary, stolz als Schottin, war vor Scham roth geworden bei dem vornehmen Ton der Herzogin; sie ward wiederum roth vor Freude über die Antwort des jungen Malers und richtete ihre Augen auf ihn. Der junge Mann verstand sie und dankte ihr im Innern des Herzens.

Nun, wir werden das bald sehen! Die Königin wird Sie auf die Probe stellen; Ihre Majestät will die Ausschmückung der Hofkapelle erneuern lassen, und Sie werden viel zu thun bekommen. Für Ihre Arbeiten im Winter weist man Ihnen das Hotel de Blaifford an; es ist ein altes Kloster, das man von hier aus sehen kann. Sie werden daselbst frei und ungestört sein. Für Ihre Sommerarbeiten gibt man ihnen das Schloß Eltheim und noch dazu ein Jahrgehalt. Das ist, hoffe ich, für einen Künstler genug."

„Die Kunst ist ein Königreich, das sich nicht mit Gold erkaufen läßt, Frau Herzogin, und wenn ich das Talent, nach dem ich strebe, besäße, würden die Gnadenbezeichnungen, welche Sie mir rühmen, nicht bedeutend genug sein, um meine Arbeiten zu bezahlen."

„Alles das ist gut; Sie sind stolz und wir sind vornehm; dennoch sind diese Belohnungen mit einer Bedingung verknüpft: die Königin wird Sie öffentlich für ihren Hofmaler erklären lassen, wenn Sie bei der zu Rom eröffneten Preisbewerbung den Sieg davon tragen. Die Aufgabe ist: einen Madonnenkopf zu malen."

„Ganz recht, Gnädigste; aber wenn die Protektion der Königin mir nur unter dieser Bedingung zu Theil wird, so fürchte ich, sie nicht zu erlangen."

„Wie?"

„Weil ich den Preis nicht gewinnen werde," antwortete van Dyck mit einem Ausdruck von Betrübniß, die Mary in ihrer Seele mitfühlte.

„Und warum wollen Sie diese Ehre nicht erstreben? Fehlt es Ihnen etwa an Selbstvertrauen?"

„Nein, Frau Herzogin; aber wie soll ich die Mutter des Heilandes würdig darstellen? Ich habe kein Musterbild, nach dem ich mich richten könnte."

Indem er diese letzteren Worte sprach, heftete er seine Blicke auf — Mary.

„Ueberall habe ich dies himmlische Antlitz gesucht, aber vergeblich. Keines zeigte mir jenen Seelenadel, welcher sich in den Blicken kund gibt; keines besaß jene Herzensgüte, welche sich in allen Bewegungen jenes weiblichen Wesens abspiegelt."

Alle jungen Damen erhoben mit einem Male ihre Augen auf van Dyck; sie fanden ihn edel und schön. Auf seiner hohen Stirn schien der Genius der Kunst zu thronen.

„Aber es deucht mir, daß es den Herrn Malern an Musterbildern nicht fehlen könnte."

„Allerdings schöne Frauen, die man bezahlt! Kann aber Eine von diesen sich dieser Würde und dieser Schönheit

rühmen, welche mein Auge entzückt haben? Ach! das weibliche Wesen, welches ich gefunden habe, ist ein vornehmes Fräulein, das es seiner nicht würdig halten würde, einem armen Künstler zu sitzen."

Indem er diese Worte beendet, erhob er zu Mary seine feurigen Augen. Das junge Mädchen merkte es und gerieth in Verlegenheit; alle ihre Gefährtinnen hatten diesen Blick bemerkt und sahen zu ihrem Verdruß ein, daß Mary das weibliche Wesen sei, von dem der Künstler geredet habe.

Die alte Herzogin, welche nichts bemerkt hatte, antwortete ihm: „Und wer ist diese bedeutende Dame?"

„Die Madonna selbst, gnädigste Frau!"

Dann grüßte er alle Damen, warf einen Abschiedsblick auf Mary und sagte zur Herzogin: „Wenn ich den Preis davontragen werde, werden Sie mich wiedersehen, Madame, im andern Falle verlasse ich England."

Van Dyck bezog das Hotel de Blaifford, welches dem Palaste St. James gegenüber liegt.

Dort wollte er sein Gemälde für die Preisbewerbung ausführen, zu derselben Zeit, wo er an den Freskomalereien der Kapelle arbeitete.

Er nahm den Pinsel, und ganz erfüllt von der himmlischen Gestalt des jungen Mädchens, begann er die Züge desselben darzustellen. Aber die Begeisterung, welche der Kunst so förderlich ist, wenn die Zeit sie mäßigt, verhinderte ihn, in diesem Augenblicke etwas zu malen; er war zu bewegt, um die Idee, welche seine Seele erfüllte, darzustellen.

Der Tag ging vorüber mit unnützen Wünschen und erfolglosen Anstrengungen. Die Nacht überraschte ihn traurig bei seiner Staffelei in der vergeblichen Bemühung, das fliehende Bild festzuhalten und auf Leinwand wiederzugeben.

Sobald er den Palast verlassen hatte, waren alle Spöttereien und alle Blicke auf die arme Mary gerichtet gewesen. Ihre neidischen Gefährtinnen ließen sie schwer für die Wahl des Malers büßen.

Man trennte sich, aber Mary trug einen Gedanken im Herzen. Nach ihrem Abendgebet war der Künstler der letzte Gegenstand ihrer Gedanken.

Es war Mitternacht, der Himmel erglänzte von seinen tausend nächtlichen Lichtern; eine sanfte Helle erleuchtete die Säulengänge des Palastes und warf ihre Strahlen auf die alte gegenüberliegende Abtei, welche, düstern Aussehens, in weitem Umfange sich erstreckte. Plötzlich öffnet sich die Thür des Palastes; ein Schatten schwebte auf dem Balkon, gleitet die lange Treppe hinab und bewegt sich allein über den großen Platz, welcher an die Pforte des Klosters stößt.

Es dürfte schwer sein, zu sagen, wie dies weibliche Wesen den Ausgang bewerkstelligt habe, auf welche Weise sie in die Ruinen eindrang. Doch mußte sie in derselben gut bekannt sein, denn schnell durchschnitt sie die langen Säle und befand sich, vor einer der Galerieen der Kapelle angekommen, in dem Atelier des Malers, bemächtigte sich, ohne um sich zu blicken, eines Stuhls, und setzte sich der Staffelei gerade gegenüber. O Erstaunen! o Freude! dieses Wesen war Mary! Der so unglückliche Maler, dem das Bild vorher entfliehen wollte, sieht sie jetzt lebendig vor seinen Augen, sie selbst ist gekommen, um ihm zu sitzen. Aber welche Macht führt sie hierher? welcher Gedanke gibt ihr eine solche Kraft und diesen Muth? — Der Maler fällt auf die Kniee, um ihr zu danken! Aber Mary gibt ihm ein Zeichen, daß er aufstehen möge, und zeigt auf den Pinsel. Ihr Blick durchdrang ihn mit einer so reinen Flamme, daß er die Wirklichkeit der Erscheinung vergaß: sein Erstaunen scheint ein Mangel an Gläubigkeit zu sein. Durch seine Phantasie in eine ideale Sphäre fortgerissen, glaubt er im Himmel zu sein! Inmitten der Gesänge der himmlischen Heerschaaren sah er Maria mit ihrer göttlichen Strahlenkrone; er war nicht mehr der schwache, verzweifelnde Mann, wie vorher; der Künstler war in ihm wieder zum vollen Bewußtsein erwacht. Stumm, aber getrieben durch eine unsichtbare Macht, ergreift er den Pinsel: und in wenigen Stunden schuf er das schönste und reinste Madonnenantlitz!

Als das junge Mädchen bemerkte, daß der Maler, von innerem Drang begeistert, sein Werk zu vollenden strebe, als sie bemerkte, daß er des Originales zur ferneren Arbeit nicht mehr zu bedürfen schien, stand sie auf und entfernte sich ruhigen und festen Schrittes aus dem Kloster, auf demselben Wege, welchen sie gekommen war.

Van Dyck sah mit starren Augen, mit beklommener Brust, mit erloschener Stimme, wie sie sich entfernte; er wagte keine Bewegung, um sie zurückzuhalten. Sie war für ihn keine Sterbliche mehr! Indem er sah, wie sie davoneilte, glaubte er, die heilige Jungfrau selbst in die himmlischen Regionen emporschweben zu sehen.

Ermattet von der Arbeit und innerer Aufregung, sank er auf einen Lehnstuhl und schlief ein.

Bei seinem Erwachen war sein erster Gedanke, seine nächtliche Arbeit zu sehen. Entzückt betrachtete er das Gemälde, das voll Leben erschien; da warf er sich auf die Kniee und dankte dem ihm erschienenen Bilde, sei es ein Engel, sei es ein weibliches Wesen, aus Herzensgrunde.

Vergeblich suchte er den Schleier von der geheimnißvollen Begebenheit zu heben. Er sammelte seine Erinnerungen, allein nichts leitete ihn auf die Spur der Wahrheit. Da ihn seine Vermuthungen immer auf Mary zurückführten, so entschloß er sich endlich dem jungen Mädchen folgendes Billet zu schreiben:

„Sagen Sie mir, ob sie wirklich ein Engel sind; sagen Sie es mir, wenn Sie nicht einem armen Künstler, dem Sie das Leben gegeben haben, den Verstand rauben wollen; sagen Sie mir, wer mir in der letzten Nacht erschienen ist, die Madonna oder ein irdisches Wesen."

Die Herzogin hatte die Pflicht auf sich genommen, alle Briefe, welche an die ihrer Obhut anvertrauten jungen Damen gerichtet worden, zuerst zu öffnen. Wie erstaunte sie, als ihr diese Zeilen zu Gesicht kamen. „Schrecklich!" rief sie aus, „ein edelgebornes Fräulein vrrgißt so sehr ihre Pflicht, daß sie sich in schweigender Nacht allein zu einem Maler begibt."

Sie schellte und ließ die Schuldige kommen. Aber ihr Zorn verdoppelte sich, als Mary, ruhig wie immer, ihr versicherte, daß sie die Vorwürfe nicht verstände.

Die Herzogin, welche ein offenes Geständniß, eine reuevolle

Beschämung erwartete, und um diesen Preis vielleicht verziehen hätte, wollte auf nichts hören. Sie setzte den ganzen Palast in Allarm, und es ward beschlossen, daß die arme Mary am folgenden Tage zu ihrem Vater zurückgesandt werden solle.

Thränen, Bitten fanden kein Gehör; man erlaubte der Sünderin nur noch eine Nacht zu bleiben.

Mitternacht war es und Mary stand wieder wie gestern, auf. Das Geräusch störte den leisen Schlummer der Herzogin, die glücklich, nun Alle, welche noch an der Schuld des jungen Mädchens zweifelten, überzeugen zu können, die Palastdamen rufen ließ.

Fackeln wurden angezündet. Die Herzogin, umgeben von einem zahlreichen Gefolge, eilte den Schritten Mary's nach. Diese ging, wie gestern, über die langen Säle, über den langen St. Jamesplatz, und kam am Kloster an.

Niemand zweifelte mehr an der Schuld des armen Kindes. Man folgte ihr in's Atelier und sah sie der Staffelei gegenüber sitzen.

Der Lärm, der sie umgab, und das helle Licht der Fackeln weckten sie auf.

Sie war eine Nachtwandlerin.

So hatte sie dem Künstler zum Modell gedient, der ihr das durch seine Liebe wiedergab, was sie ihm an Rhum gegeben hatte. Er gewann den Preis und ward am englischen Hofe mit Ehren und Reichthümern überhäuft.

Einige Tage nach der nächtlichen Szene feierte man in der St. Paulskirche die Heirath des Malers van Dyck mit der edlen Tochter des Grafen Ruthwen de Gorre. (Abend-Z.)

Gastronomische Studien.

Im direkten Gegensatz zu den genannten Völkerschaften stehen die Brahminen Indiens, die sich streng aller animalischen Nahrungsmittel enthalten und es selbst für ein Verbrechen ansehen, Mücken, Wanzen und andere Thiere, welche den Menschen peinigen, zu tödten. Sie werfen Reis und Bohnen in die Flüsse, um die Fische zu füttern, und streuen Körner auf die Erde zur Ernährung der Vögel. Wenn sie einem Jäger oder Fischer begegnen, so bitten sie ihn inständigst, von seinem blutigen Vorhaben abzustehen. Ist er taub gegen alle Bitten, so bieten sie ihm Geld für sein Schießgewehr oder seine Angel, und wiedersteht er dann noch, so regen sie das Wasser auf, um die Fische zu verjagen, und erheben ein Geheul und Geschrei, um die Vögel und das Wild zu verscheuchen. Die Brahminen leben blos von vegetabilischen Substanzen und Milch.

Der Speisezettel der Hottentotten und Kaffern ist äußerst einfach, da der Gaumen derselben unverwöhnt und leicht zufrieden zu stellen ist. Ihr Hauptnahrungsmittel besteht in Büffelfleisch, welches in Stücke geschnitten, über das Feuer gehalten und meist halb geröstet verzehrt wird. Man genießt es ohne Brod und findet es am schmackhaftesten, wenn es vor dem Braten schon theilweise in Fäulniß übergegangen ist. Fett und Talg gilt den Hottentotten sowohl in festem als flüssigem Zustande für den höchsten Genuß, den die Erdenwelt zu bieten im Stande ist. Ameisen, Raupen u. dergl. benutzen sie nur dann zur Stillung ihres Hungers, wenn sie nichts Anderes zur Hand haben. Uebrigens besteht die Sitte bei ihnen, daß jede unfruchtbare Kuh geschlachtet werden muß, aber nur verheirathete Männer und Frauen an dieser seltenen Kost Theil nehmen dürfen. Die Kaffern sollen auch Löwen essen.

In der westlichen Barbarei liebt man vor allen andern Gerichten Igelbraten und verzehrt mit besonderer Lust Honigkuchen sammt den jungen Bienen, die darin ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

In Mexiko spendet der Bananenbaum seine Früchte als Hauptkost den Einwohnern. Dieselben werden halbreif zerschnitten und getrocknet. Auch gewinnt man aus ihnen ein Mehl, welches zu verschiedenen Zwecken benutzt wird. Frösche, deren es drei sehr große Gattungen in Mexiko gibt, werden hauptsächlich als diätetisches Gericht allgemein geschätzt, so wie eine Art Kaviar von Fliegeneiern, die von einem fliegenden Insekte in das Schilf des mexikanischen See's gelegt und von den Landleuten zum Verkaufe eingesammelt werden. Das beliebteste Gericht der Mexikaner, wie der Bewohner der westindischen Inseln, ist jedoch das Fleisch von Affen, die sich in unzähligen Schaaren in den dortigen Wäldern vorfinden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vorliebe dafür den Nazionen, die in jenen Gegenden hausten, den Vorwurf des Kannibalismus zugezogen hat, da nach Ulloa, ein gekochter Affe von Pannama von gekochtem Menschenfleisch kaum zu unterscheiden ist.

Die amerikanischen Indianer geben dem Fleische von Klapperschlangen vor jeder andern Speise den Vorzug, auch rühmen sie das der Anakonda und der übrigen Boaarten. In Südamerika liebt man Krokodile, Eidechsen und Faulthiere, speziell in Brasilien Gürtelthiere, Ameisenbären, Tausendfüße und zu Pulver gestoßene, mit Tabakslauge angemachte Muschelschalen.

Aber auch in den verschiedenen Gegenden des zivilisirten Europa's sind Gerichte an der Tagesordnung, gegen die sich unser Geschmack, vielleicht mit Unrecht, sträubt. In Dänemark und Schweden wird das Pferdefleisch öffentlich auf den Märkten ausgeboten. In einigen Theilen Italiens und Frankreichs ißt man Vipern, in Deutschland Schnecken u. s. w., und wir möchten uns wohl hier die Frage erlauben, warum denn Krebse, die wir doch mit so großem Appetit genießen, den Vorzug haben sollen vor den Krabben der Chinesen, Aale vor den Schlangen der Indianer, stinkender Käse vor den halbverfaulten Eiern in Cochinchina? Dem Magen ist es am Ende einerlei, was er zu zermalmen bekommt, auch der Gaumen möchte sich leicht an einen Wechsel der Speisen gewöhnen, nur unsere Einbildung ist es, die uns von dem und jenem abhält, oder zu ihm hintreibt.

Die Nahrungsmittel, welche wir bis jetzt zur Sprache gebracht haben, sind, so verschieden sie auch gewesen sein mögen, doch sämmtlich aus dem Thier- und Pflanzenreiche genommen. Auch das Mineralreich bietet Substanzen zur Erhaltung

des Lebens dar, und die menschlichen Verdauungsorgane sind, wie die Erfahrung lehrt, zu ihrer Verarbeitung nicht unfähig. Die Ottomaken an dem Meta und Orinoko leben, nach Humboldt, von einer fetten, öligen, klebrigen Erdart, einer Art Meerschaum, mit etwas Eisenoxyd gefärbt. Sie sammeln dieselbe sorgfältig, indem sie sie am Geschmack erkennen, kneten sie, machen Kugeln von vier oder fünf Zoll im Durchmesser daraus und rösten sie langsam an schwachem Feuer. Ganze Haufen solcher Kugeln finden sich fast in jeder ottomakischen Hütte. Vor dem Genusse werden sie in Wasser aufgeweicht, und man kann im Durchschnitt annehmen, daß jeder Ottomake täglich ein Pfund davon zu sich nimmt. Auch am Mackenzieflusse, einige Meilen oberhalb des Bärensee's, finden sich Schichten klebrigen Thon's, welchen die Indianer der Nachbarschaft in Zeiten der Noth als Nahrung benutzen. Derselbe soll wie Milch schmecken und nebenbei noch ein angenehmes Arona haben. Die Einwohner von Capua lieferten früher den Neapolitanern eine Erdart als Tribut, Leukogäum genannt, welche die Letzteren zur Herstellung der sogenannten Alika, eines beliebten Gerichtes, benutzten. In Aleppo bringt man eine Art Walkererde, Namens Bylun, zu Markte und verkauft sie in den Straßen. Sie wird mit getrockneten Rosenblättern vermengt und gilt für äußerst nahrhaft. In Indien und Peru genießt man Kalk, in ersterem Lande mit Betelblättern, in Neuguinea eine gelbliche Erde, die der Gesundheit sehr nachtheilig sein soll. In Java bringt man einen röthlichen Thon unter dem Namen Ampo zum Verkauf der von den Javanesinnen vorzüglich gegessen wird, um sich schmächtig zu erhalten, was daselbst für die größte Schönheit der Frauen gilt. Die Tungusen am Flusse Kamen-da-Maslo essen zuweilen eine bräunliche Erdart, die äußerst lieblich schmecken soll. An den Küsten des See's Lettnaggsjon bei Urnea in Schweden findet sich ein feines Erdmehl, wie das Mekroskop lehrt, aus kleinen Muschelchen bestehend, was unter das Brod gebacken wird. Man kennt es unter dem Namen Bergmehl. Was übrigens der menschliche Magen zu verarbeiten vermag, davon liefert uns der größte Vielfresser Deutschlands, der Schneidermeister Jakob Köhler (im Jahre 1754 zu Wittenberg in seinem 79. Lebensjahre gestorben) den besten Beweis. Er war im Stande, Glas, Porzellan, Schiefer, Kieselsteine, Mörtel, Streusand und Federn zu verdauen und soll sogar einmal den Dudelsack eines reisenden Polen verschluckt haben. Der berühmteste Polyphage Frankreichs, Tarare, stand ihm in keiner Beziehung nach.

Jedenfalls behält der frühere Hauswirth des Schreibers obiger Zeilen, ein ehrsamer Schneidermeister Leipzigs, immer Recht, wenn er meinte: „De gustibus non est disputantibus."

(Bankw. i. W.)

Buntes.

— Berlin. Unseren Kommunalbehörden werden seit Kurzem von vielen Gutsbesitzern Kartoffeln für beinahe die Hälfte des Preises, als sie noch vor Kurzem kosteten, zum Kauf angeboten. Für den Wispel guter Kartoffeln werden jetzt nur noch 20 Thlr. gefordert, während man vor einigen Wochen gern noch 34—38 Thlr. dafür bezahlte. Die städtischen Behörden können indeß für den Augenblick auf diese günstigen Anerbietungen nicht gut eingehen, da sie noch vor dem Verbote des Branntweinbrennens von Gutsbesitzern eine bedeutende Quantität Kartoffeln zu dem Preise von 26 Thlr. den Wispel angekauft haben, die sie nun, da die Verkäufer sie von dem Kontrakte nicht entbinden wollen, zu den hohen Preisen annehmen, und noch mehrere Meilen weit fahren lassen müssen.

— In Antwerpen klagte man schon längst über den Mangel an Schiffen, um die ungeheure Masse deutscher Auswanderer, deren immer neue zuströmen, nach den Vereinigten Freistaaten zu schaffen. Diese Klagen werden täglich größer, da nach dem mehrfach erwähnten Emigranten-Gesetze, das mit dem 31. Mai für die ganze Union in Kraft treten soll, die Schiffskapitäne nicht mehr so viel Menschen, als früher, an Bord haben dürfen. Die Ueberfahrtspreise sind von 80 auf 250 Fr. gestiegen. Viele arme deutsche Auswanderer, die eine so hohe Summe nicht erschwingen können, und auf so große Kosten nicht gerechnet hatten, sind genöthigt gewesen, mit dem Kapitän des „Vittorioso" Verträge abzuschließen, um sich von ihm nächste Woche nach Algier bringen zu lassen.

— Kenntniß. „Wie weit ist es von hier nach Dresden?" — „Gute vier Stunden." — „Ihr spaßt wohl; so weit kann's unmöglich sein." — „Na, drei Stunden sind's ganz gewiß." — „Auch das nicht; vielleicht höchstens zwei." — „Na, ich weiß nicht, aber Sie können recht haben." — „So wißt Ihr wohl gar nicht, wie weit es eigentlich ist?" — „I nun ja, das weiß ich freilich so eigentlich nicht."

— Annehmbar. Ein englischer Matrose kam zu einem Londoner Uhrmacher, zeigte ihm eine kleine französische Uhr und fragte, wie viel die Reparatur kosten werde. Mac Laren — so hieß jener — untersuchte die Uhr und sagte: „Mehr als Ihr dafür gegeben habt." — „Darauf kommt mir's nicht an," erwiederte der Matrose; „ich gebe allenfalls das Doppelte, denn die Uhr ist mir lieb." — Nun, was habt Ihr denn dafür gegeben?" fragte Mac Laren. — „Dem schuftigen Franzosen, der sie besaß," antwortete der Matrose, „Eins auf den Kopf, und für die Reparatur sollt Ihr Zweie haben."

— Die Mexikanerinnen unterscheiden sich in einem Punkte sehr wesentlich von den andern Frauen, sie sprechen nämlich niemals von den Fehltritten ihrer Mitschwestern, statt einander anzuklagen oder wie bei uns zu beklatschen, beschönigen sie die Fehler Anderer auf alle Weise.

— Nicht blos Schuhmacher und Schneider konkurriren in gegenseitigen Preisherabsetzungen, sondern neuerdings auch Professoren. Zwei auf einer preußischen Universität konkurrirende Professoren der Philosophie suchten die Studenten für ihre Vorlesungen über Logik und Psychologie zu gewinnen. Sie setzten das Honorar für dieselben bis auf 2 Thlr. herab. Da kam ein Dritter, zog seiner sonst ebenfalls getrennten Vorlesungen über Logik und Psychologie zusammen und bot dieselben zusammen nunmehr für 3 Thlr. an. Ein solches Ankündigen der Vorlesungen „zu herabgesetzten Preisen" ist gewiß etwas mit der Würde von Universitäten ganz Unverträgliches!

Von unsern nicht nur allein in fast allen Ländern Europas, sondern auch bereits in den Vereinigten Freistaaten von Nordamerika und in Mexiko rühmlichst bekannten, von der Berliner und mehreren anderen Sanitäts-Behörden, sowie von den englischen Chemikern Curfield und Abbut approbirten

verbesserten Rheumatismus-Ableitern,

à Exemplar mit vollständiger Gebrauchs-Anweisung 10 Sgr., stärkere 15 Sgr. und ganz starke 1 Thaler,

gegen

chronische und akute Rheumatismen, Gicht, Nervenleiden und Congestionen,

als: Kopf-, Hand-, Knie- und Fußgicht, Gesichts-, Hals-, und Zahnschmerzen, Augenfluß, Ohrenstechen, Harthörigkeit, Sausen und Brausen in den Ohren, Brust-, Rücken- und Lendenweh, Gliederreißen, Krämpfe, Lähmungen, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Gesichts-Rose und andere Entzündungen u. s. w. halten folgende Herren stets Lager:

In Bielefeld Herr C. F. Lohmann.
In Gießen Herr J. G. Appel.
In Mainz Herr A. D. Ganz.
In Paderborn Herr Louis Graén.
In Pr. Minden die Herren J. Kaiser u. Comp.
In Wesel Herr Joh. Tenhompel.
In Worms Herr Joh. Friedr. Schlipp.

In Siegen die Expedition des Deutschen Bürgerblattes.

Endestehendes Attest möge statt aller Anpreisungen als Beleg für die Gediegenheit unserer Rheumatismus-Ableiter dienen.

(171) **Wilh. Mayer & Comp. in Breslau.**

Attest.

Da meiner Frau — die seit langer Zeit an Brust- und Magenschmerzen sehr viel leiden mußte, und alle deshalb angewandten Mittel leider wenig halfen — der aus Ihrer Niederlage vom 8. v. M. erkaufte Rheumatismus-Ableiter à 10 Sgr. (verfertigt von den Herrn W. Mayer und Comp. in Breslau) derselben so außerordentliche Hülfe geleistet hat, daß sie bereits nach dessen Gebrauch am 3. Tage nicht nur bedeutende Linderung verspürte, sondern späterhin von allen weitern Schmerzen gänzlich befreit geblieben ist, und sie dieses heilsame Mittel für alle sonstige körperliche Leiden rühmlichst empfehlen kann, so will auch ich, der ich an Fußgicht leide, somit in froher Hoffnung einen Versuch machen, und erbitte mir deshalb zwei dergleichen Rheumatismus-Ableiter à 10 Sgr.

Mit aller Hochachtung zeichne ich
Ihr ergebenster Schultze,
Polizei-Kommissarius.

Eppeln, den 26. Novbr. 1846.

So eben erhielten wir neue Sendungen: (172)

PARFUM ROYAL

aus den kostbarsten Aromen des Orients

von

Simon & Comp. in Paris.

Nur wenige Tropfen auf heisses Metall verdampft, verbreiten einen schönen dauernden Parfüm.

in Flacons à 7½ Sgr.

Aecht englisches Macassar-Oil.

in Flacons à 5 Sgr.

bekanntlich das bewährteste Mittel, den Haarwuchs mächtig zu befördern, und demselben den schönsten Glanz zu ertheilen.

Obige Mittel sind allein vorräthig in der Expedition d. Bl.

Empfehlung.

Hiermit ergebenst die Anzeige, daß ich eine neue Sendung ächten gelben und weißen **Bortfelder Rübsamen** erhalten habe. Auch sind alle übrigen **Rübenarten** in bester Qualität und billigsten Preisen bei mir stets vorräthig. (173)

Siegen, den 17. Mai 1847.
Christian Volckmar.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: (174)

Feierklänge

von

Wilhelm Kilzer.

184 Seiten 8. In elegantem Umschlag geb. Preis 25 Sgr.

Manufaktur-Waaren-Verkauf.

Donnerstag den 20. d. Mts. Morgens 9 Uhr anfangend sollen gegen Zahlungsausstand in meiner Wohnung eine große Quantität **gesteppte Decken, Kattune** und verschiedene **andere Manufaktur-Waaren** verkauft werden.

Siegen, den 13. Mai 1847.
Bosch,
(175) Auktions-Kommissar.

Uhren-Versteigerung.

Dienstag, den **25.** d. M. **Morgens 9 Uhr**, wird in der Wohnung des Herrn Johannes Geffert dahier wiederholt eine große Quantität Haus-Uhren aller Art, sowie zwei Pferde zum meistbietenden Verkauf gebracht. Die Auktion wird diesen Tag und nicht länger dauern und ein angemessener Zahlungsausstand **nur den als zahlungsfähig** bekannten Käufern bewilligt.

Siegen, den 17. Mai 1847. (176)

Kohlholz- und Lohrinde-Verkauf.

Am **Freitag den 21. d. Mts. Morgens 10 Uhr** soll das pro 1846/47 in dem hiesigen Gräflich **von Plettenberg'schen Forste** geschlagene

Kohlholz

circa **1000** Klafter

und am Nachmittage desselben Tages um **2 Uhr** die in diesem Frühjahre zu schälende

Eichen-Lohrinde

circa **8000** Pfund

in dem Bischoff'schen Gasthause hierselbst meistbietend verkauft werden. (177)

Lenhausen, den 4. Mai 1847.
Limberg.

Pariser Zahnperlen,

sicheres Mittel, den Kindern das Zahnen außerordentlich zu erleichtern. Das Etui 1 Sgr.

Zu haben in der Expedition dieses Blattes und in der Friedrich'schen Buchdruckerei und Buchhandlung in Lippstadt. (178)

Course der Geldsorten

am 15. Mai.

	Rthl.	Sgr.
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	18
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20
Napoleonsd'or (Zwanzigfrankstück)	5	13
Französische Kronenthaler	1	16¾
Brabanter Kronenthaler	1	16
„ „ halbe		22½
„ „ viertel		11¼
Fünffrankenthaler	1	10

Hierbei die illustrirte Beilage Nr. 14.

Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.